E. Meyer-Dampen

# Wahnglaube, Mythos, Gotterkenntnis



Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

E. Meyer-Dampen

---

# Wahnglaube, Mythos, Gotterkenntnis




Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19

Heft 1 des „Laufenden Schriftenbezuges 12"



Druck: Ludendorff-Druckerei, München / 1941

Das Buch „Des Menschen Seele", das dritte der sieben philosophischen Werke, in denen Frau Dr. Ludendorff die Deutsche Gotterkenntnis im Worte gestaltet hat, beginnt so:

„Ehe wir die Wunderwege in des Menschen Seele wandern, schauen wir zurück zu der tiefen Gottlehre unserer Ahnen als zu dem heiligen Wissen unserer Mütter."

Es folgt dann das Eddagleichnis von der Welteneſche. Sie war, wenn wir diesen beziehungreichen Mythos in seiner letzten und tiefsten Bedeutung nehmen, den Ahnen das Sinnbild grünenden Gotterlebens im All. „An der Esche", so heißt es in der Edda, der Gylfaginning, „die Weltenbaum heißt, ist der Götter vornehmste und heiligste Stätte. Sie heißt auch Heilträgerin, Schreckbringerin. Diese Esche ist aller Bäume größter und bester; ihre Äste breiten sich über die ganze Welt und ragen über den Himmel hinaus. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht und erstrecken sich überaus in die Breite: die eine zu den Asen, die andere zu den Eisriesen . . ., die dritte aber ragt über Nebelheim hin. Unter dieser liegt der Brunnen Springkessel. Der Neidwurm Niedertracht benagt sie von unten. Und soviel Schlangen hausen im Springkessel beim Neidwurm, daß keine Zunge sie zu zählen vermöchte. Unter der zweiten Wurzel aber, die zu den Eisriesen reicht, steht ein Brunnen, darin Weisheit und Vernunft verborgen sind, und der heißt Mime, d. h. Ich selbst oder auch Erinnerung, der diesen Brunnen besitzt . . . Die erste Wurzel der

Esche aber erstreckt sich über den Himmel und unter ihr ist jener Brunnen gelegen, der der heiligste ist und Brunnen der Urda, das ist des Werdens oder des Anfangs oder der Wurt heißt." (Übers. v. Gorsleben.)

Zu drei Brunnen also, so kündet die Edda, führen die Wurzeln dieses Baumes des Gottdenkens, zum Brunnen Springkessel, zum Brunnen des Mime und zum Brunnen der Urda.

Wenn dieses Welteschengleichnis unserer Ahnen wirklich so wahr ist, wie Frau Ludendorff meint, dann müßte also alles religiöse Denken und Trachten, alle Beziehung des Menschen zum Göttlichen, wie immer sie geartet sei, sich zurückführen lassen auf einen oder mehrere dieser drei Ursprünge, auf eine oder mehrere dieser drei Wurzeln und Brunnen, und wer das Gleichnis recht verstand, müßte sagen können, auf welche.

Machen wir also einmal die Probe.

Da ist eine Mutter. Sie bringt ihr Kind zu Bett. Und ehe sie ihm gute Nacht wünscht und geht, läßt sie es seine Hände falten und ein Gebet sprechen, kurz und schlicht und kindlich: Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm. Wir alle spüren die Schönheit, die Natürlichkeit, den Frieden, der über diesem Bilde schwebt. Spüren wir aber auch ein anderes, trotz aller lichten Lieblichkeit der Szene, daß nämlich diese Mutter ihr Kind an den Brunnen Springkessel führt, von dem die Edda, die Wala, sagt, daß in ihm mehr Schlangen wimmelten, als unkluges Affenvolk ahnt? Das klingt zwar unwahrscheinlich. In Nebelheim, hörten wir, liegt dieser Brunnen, im Reiche schreckenerregender Naturgewalten und Dämonen. Was hat das unschuldige Gebet dieses Kindes damit zu tun!

Naturgewalten und Dämonen! - Die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen und der zerstörenden Gewalt von Naturkräften, die man mit ihrem Wirken verknüpfte, die Furcht vor Mächten, die man gnädig stimmen oder unschädlich machen wollte, ist, wenn auch bei den einzelnen Rassen mehr oder minder klar und einseitig, der zeitliche Ursprung des Gottglaubens. Das zeigt die Religiongeschichte an einer Überfülle von Beweismaterial. Aber welche weiten Wege sind seitdem die Völker und

besonders die arischen Völker gegangen! Das Forschen der Klugen und Klaren in Hunderten von Geschlechterfolgen hat uns die Furcht vor den Kräften der Natur genommen, hat diese uns dienstbar gemacht, und an Geister glauben heute nur noch kranke Hirne.

So ist also wohl dieser Brunnen Springkessel im Nebelheim verschüttet? - Doch nur wer auf Äußerlichkeiten statt auf das Wesen einer Sache schaut, kann das glauben.

Mag uns ein Wort Kants[1]) dem Wesentlichen näherbringen. Kant sagte: „Von einem tungusischen Schamanen bis zu dem Kirche und Staat zugleich regierenden europäischen Prälaten, oder zwischen dem ganz sinnlichen Wogulitzen, der die Tatze von einem Bärenfell sich des Morgens auf sein Haupt legt, mit dem kurzen Gebet: ‚Schlag mich nicht tot!' bis zum sublimierten Puritaner[2]) und Independenten... ist zwar ein mächtiger Abstand in der Manier, aber nicht im Prinzip, zu glauben... Die unsichtbare Macht, welche über das Schicksal der Menschen gebietet, zu ihrem Vorteil zu lenken, ist eine Absicht, die sie alle haben; nur wie das anzufangen sei, darüber denken sie verschieden." -

Sobald wir das Wesen der Sache erfaßt haben, sobald wir erkannt haben, daß der Brunnen Springkessel, dem jene ältesten Dämonenkulte und dem die ähnlichen Kulte primitivster Völker von heute entstammen, das Sehnen ist, die göttliche Macht zu seinem Vorteil zu lenken, wird uns klar, wie lebhaft dieser schlangenverseuchte Brunnen allenthalben auch heute noch sprudelt. Und statt auf diese Tungusen hochmütig herabzusehen, muß man sich fragen: Steht nicht dieser Kantsche Prälat und dieser „sublimierte Puritaner",

---

[1]) „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft." Der betreffende Abschnitt trägt die gute und lehrreiche Überschrift: „Vom Pfaffentum als einem Regiment im Afterdienst des guten Prinzips."

[2]) Tungusen und Wogulitzen sind Naturvölker, deren Religion aus Übungen und vielen Äußerlichkeiten, sogenanntem Hokuspokus besteht. Von den Puritanern - und das gleiche trifft auf die Independenten zu -, ernsten, positiven Christen, besonders in England und Amerika vertreten, heißt es in Schillers Schauspiel „Maria Stuart":

„Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend."

was seinen seelischen Wert betrifft, noch tief unter den Wogulitzen und Tungusen, wenn er versucht, das Göttliche in die Niederungen seiner Lustgier und Leidscheu herabzuzerren, so tief, wie der gerissene Hochstapler, der reich und bequem leben will, unter dem Manne, der ein Brot stiehlt, weil er und seine Familie hungern?

Daß primitive Menschen, die im schweren Ringen um ihr nacktes Dasein stehen, die aus Unkenntnis der Natur und in geistiger Unbeholfenheit in dem Unglück, das sie trifft, irgendeinen bösen Willen vermuten müssen, sinnen, wie sie die göttliche Macht zu ihrem Vorteil lenken, ist natürlich und fast unvermeidlich. Aber ist solches Tun entschuldbar auch bei uns, wo solche Voraussetzungen nicht mehr zutreffen? - Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Oder vielmehr, hieße sie verneinen, wenn unsere religiöse Lage eine andere wäre. Aber wir stehen heute, ja wir stehen seit über tausend Jahren in einer schwersten Not, ja fast in einer Todesnot des Gotterlebens. Daß Dinge wie Glaubensmorde, Ketzerverfolgung, Hexenverbrennung, Kinderkreuzzüge und andere Veranstaltungen überhaupt möglich waren und zum Teil in anderen Formen noch sind, ja, daß sie ganzen Zeitepochen ihren Stempel aufdrückten, ist ein untrügliches und grauenhaftes Zeichen für die Gottferne, die seit tausend Jahren auf den Völkern lastet; seit jenen Tagen, da sie mit dem, wenn auch erzwungenen Verzicht auf artgemäße, blutgebundene Wege zu Gott dem Seelenmorde Tür und Tor öffnen ließen. Und so ist man denn in dieser Beziehung heute vor nichts sicher, auch nicht davor, daß selbst dieser oder jener Leser sich fragt: „Gott zu seinem Vorteil zu lenken, ihn betend und handelnd zur Hergabe guter Dinge im Diesseits und Jenseits bewegen, ja was ist denn dabei?"

So wollen wir denn jetzt schon vorgreifend wenigstens einen flüchtigen Blick werfen auf jene beiden anderen Brunnen des Gottdenkens, von denen das Eddagleichnis kündete, um durch den Anblick des Gegensatzes solchen Fragesteller schon jetzt ein wenig nachdenklich zu stimmen. Mag auch hier zunächst ein Wort Kants stehen: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehr-

furcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Hier liegt der Ursprung allen wahrhaftigen Gottglaubens, hier in der seelischen Tatsächlichkeit, die Kant, allerdings nicht sehr glücklich, das „moralische Gesetz in mir" nennt. Darin, daß der Mensch fühlt, in mir lebt ein heiliges Wollen, das sich nicht kümmert um Nutzen oder Schaden, um Lust oder Leid, ein Wollen, das verwirklicht oft sehr unbequeme, ja lebenvernichtende Folgen haben kann und dennoch nicht nachläßt. Darin, daß der Mensch fühlt, mein Leben hat eine Aufgabe, von deren Erfüllung sein Wert abhängt. Da ihm diese Aufgabe aber von keinem Menschen gestellt ist, auch aus den Dingen und Verhältnissen der Erscheinungwelt sich nicht erschließen läßt, da er sie in sich trägt, so sehnt er sich, den Ursprung zu begreifen, aus dem seines Lebens Wirklichkeit und dieser sein geheimnisvoller Sinn quillt, Sinn und Wirklichkeit seines Lebens und der Dinge um ihn: - Gott. Und kann er ihn nicht ergründen und erkennen, so gestaltet er im Mythos träumend und dichtend sein höchstes Erleben, gepaart mit der Sehnsucht nach letzter Klarheit. Und mit diesem Wollen im Herzen blickt er zu den in unwandelbarer Gesetzmäßigkeit kreisenden Sternen und ahnt nun auch dies: daß er in einer Welt lebt, in der eherne Gesetzmäßigkeit herrscht, unbeeinflußt von Gunst und Ungunst, unerschütterlich durch Wünschen und Beten, nur gestaltbar durch die Tat im Einklang mit diesen Gesetzen.

Nicht wahr? Wie ungeheuer ist die Kluft, die diesen Gottwachen trennt von jenem anderen, der - wie war das doch? - die unsichtbare Macht nach seinem Vorteil lenken will. Sein ganzes Wollen ist auf das Wohlbefinden seiner Person gerichtet. Alle Dinge müssen diesem dienstbar sein. So ersinnt er sich dann auch einen Gott, der ihm hilft. Wie sollten denn auch „überirdische Mächte" nicht das betrachten und betreiben, was ihm das Wichtigste in allen Welten ist. Und er hat viele und persönlicher Sonderwünsche an seinen Gott. Ist er Seemann, muß er ihm guten Wind geben, ist er Jäger, ihm das Wild zutreiben, ist er Landwirt, ihm gutes Wetter schicken und hohe Schweinepreise, ist er Kaufmann, die

Konkurrenz kurz halten, ist er Vater, die Masern auf anderer Leute Kinder abladen, ist er Schüler, den Lehrer mit Blindheit schlagen usw.

Und das gesetzmäßige Walten der Natur? Da mögen schon Gesetze gelten, aber das wäre doch traurig, wenn sein Gott nicht gelegentlich eine Ausnahme machen könnte. Wie bei jenen Zechkumpanen. Als ihnen gerade im besten Zuge der Alkohol ausging, verwandelte ihnen ihr Gottessohn Wasser in Wein. Und diese Wunder bleiben solchen Gläubigen nicht etwa ein notwendiges Übel. Nein, sie erwecken mehr oder weniger eine gewisse Begeisterung. Das aber geht u. a. so zu: Wenn ein Tier stirbt, bleibt eine Leiche zurück. Wo Schönheit und Leben war, ist nun Häßlichkeit und Verwesung. Das können wir auch im Geistigen beobachten. Denken wir einmal, der Stolz stirbt in einem Menschen, vom Brunnen Springkessel vergiftet. Er erniedrigt sich so weit, sich mit einem in herrschender Anschauung als besonders blöde geltenden Herdentiere, dem Schafe, zu vergleichen. „Weil ich Jesu Schäflein bin. - Der Herr ist mein Hirte - Was keine Macht der Welt mir geben kann, das trifft ein solches Schaf bei seinem Hirten an." Wo nun dieser Stolz tot ist, da bleibt die Leiche des Stolzes zurück, sein verwesendes, widerliches Zerrbild, der Auserwähltendünkel, oft gesteigert bis zum Wahnsinn. „Wisset ihr nicht, daß wir über die Engel richten werden? Wieviel mehr über die zeitlichen Güter." (1. Kor. 6.) Und wo, wie wir sahen, in solchen dem Seelentode Nahen die Bewunderung und Ehrfurcht vor dem wahrhaft Göttlichen erstarb, vor den Wundern einer lebendigen Menschenseele, vor den Wundern einer gottdurchseelten Natur, da bleibt eine Leiche zurück: die irre Sucht, Unnatürliches, Widernatürliches, Durchbrechung von Naturgesetzen, Wunderberichte, Geistergeschichten, Horoskope zu hören, zu erzählen, zu glauben und mit einer Art Ehrfurcht zu bestaunen. So finden denn, wo der Brunnen Springkessel sprudelt, auch alle Arten okkultistischer Irrer oder Gauner, Spiritisten, Wahrsager und Astrologen reiche Beute. Ganz reich aber ist der Tisch gedeckt für einen anderen. Wer mag das sein?

Wir sahen, daß diese Gläubigen sich gern als Schäflein fühlen. Nun

sagt ein Sprichwort: „Wer sich zum Schaf macht, den frißt der Wolf." So auch hier. Und das geht so zu: Dieser Gläubige will von seinem Gott alle nur möglichen Gaben erraffen, wenn nicht im Diesseits, so doch bestimmt im Jenseits. Von dieser Sucht ist er ganz und gar besessen. „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern." Da er selbst aber kaum jemals fähig ist, etwas wahrhaft zu schenken, ohne Gegenleistung, aus weitem, gütigem Herzen, so kann er sich das auch von seinem Gott nicht denken. Der will natürlich auch eine Gegenleistung. Doch was mag er nur wollen? Schwierige Frage! Aber glücklicherweise ist einer da, der damit Bescheid weiß, weil es ihm oder seinen Gewährsmännern irgendwie offenbart worden ist, nämlich - der Priester. Und was ist ihm als „Gottes Wille" offenbart? Zufällig immer gerade das, was ihm selber am bekömmlichsten ist. So kommen alle jene „göttlichen Gebote" zustande, von deren Unwesen die Religiongeschichte voll ist. Und so werden immer höher und unkontrollierbarer die Versprechungen bis hin zur ewigen Seligkeit, und immer gräßlicher die Drohungen bis hin zu schauervollen Phantasien ewiger Verdammnis und immer raffinierter und machtlüsterner die Forderungen, von dem Stück fetten Ochsenfleisches, nach dem es den kleinen, hungrigen Schamanen gelüstet, bis hin zu jenen vom Machthunger eingegebenen Forderungen, welche die Juden im Christentum den anderen Völkern stellten, falls Jahweh auch ihnen gnädig sein sollte. Denn diese Juden, die sich ja ein priesterliches Königreich und ein „heiliges Volk" nennen, machten sich - darin liegt das Geheimnis ihres Erfolges - das Verfahren des Priesters völlig zu eigen. Ihre Rassegenossen Paulus und andere, traten an die Völker des damaligen römischen Reiches heran, sagten, sie kennten Gottes Willen, er wäre einem der ihrigen, Jesus, offenbart. Sie erzählten zum Beweise haarsträubende Wundergeschichten, gaben die denkbar höchsten und zugleich unkontrollierbarsten Verheißungen und Drohungen, Himmel und Hölle, und stellten, unter Zuhilfenahme indischer Verfallslehren, ihre Bedingungen, ihre sogenannten göttlichen Forderungen an den Menschen, - und zwar selbstverständlich solche, die den jüdischen Zielen ent-

sprachen. Der Jude will alle Völker ausplündern und über sie herrschen. Das lassen diese sich natürlich ohne weiteres nicht gefallen. So müssen sie sich denn einer dementsprechenden seelischen Umstellung, „Neugeburt im heiligen Geiste“ genannt, unterziehen. Der Jude wollte „ihre Weinberge, die er nicht gepflanzt, und Häuser alles Guten voll, die er nicht gebaut hatte“. Darum ließ er den anderen als Gottes Willen verkündigen: „So dir jemand den Rock nimmt, dem gib auch den Mantel. Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein.“ (Luc. 14, 33.) Wir sollen uns nicht gegen ihn wehren, darum: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel, so dir einer einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete auch den linken dar.“ Wir sollen, mit leidvoller Knechtschaft zufrieden, alle Sehnsucht nach irdischer Freude begraben. Darum: „Selig seid ihr, die ihr hier weinet, denn ihr werdet lachen. Aber dagegen wehe euch Reichen! Denn ihr habt euern Trost dahin. Wehe euch, die ihr hier lachet, denn ihr werdet weinen und heulen.“ (Luc. 6.) Und sollte uns bei solcher Enteignung doch vor der Zukunft bange werden: „Sorget nicht für den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für das seinige sorgen.“ Aller natürliche völkische Zusammenhalt muß zerrissen, seine Keimzelle, die sich gegen derartige Lehren sträubende und ihrer Verwirklichung hinderliche Familie, zerstört werden. „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ (Luc. 14.) Kein natürliches Band soll uns hindern, trotz seiner zu hassen und zu morden, wenn es das Interesse dieser Lehren erfordert: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter.“ Das Rasseerbgut, dessen jedes zur Freiheit fähige Volk sich stolz und klar bewußt ist, wird zur „Erbsünde“, die durch die Taufe abgespült werden muß. Vor allem muß man veranlaßt werden, jede gesunde Vernunft weit wegzuwerfen, ehe man solche Lehren annimmt.

Daher: „Welcher sich unter euch dünkt weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein." (1. Kor. 3.) Ja, solange das Weise, Edle, Starke noch etwas gilt, können Juden wie Priester nichts werden. Also 1. Kor. 1: „Sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zuschanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt und daß da nichts ist, auf daß er zuschanden mache, was etwas ist." In dem Buche Frau Ludendorffs „Erlösung von Jesu Christo" finden wir alles das, was hier nur kurz erwähnt werden konnte, in wundervoll klarer, sachlicher, unwiderleglich gründlicher Darstellung erörtert.

Das also war ein flüchtiger Blick auf die Schlangen des Brunnens Springkessel. Wer auf der Suche nach Gaben aufwärts blickt, gerät an Götzen und Seelenmord, Priesterherrschaft, Wahnwitz, Glaubensmord, Rassenmischung, völkischer Zerfall sind die Folgen. Nur auf der Suche nach meines Lebens Sinn und Aufgabe finde ich Gott, sonst nirgends.

Und so nahen wir uns denn dem Brunnen des Mime, dem Brunnen der Lebendigen, der Gottsucher. Er ist heilig, sagt daher die Edda. An ihm liegen die Wurzeln des Gottdenkens unserer heidnischen Ahnen und aller wachen Menschen unseres Volkes und anderer Völker bis auf den heutigen Tag. Sie ersinnen sich nicht das Dogma eines Götzen nach den Bedürfnissen eigener und priesterlicher Selbstsucht. Nicht Wahnglaube, sondern Gotterleben ist ihnen eigen. Die alte finstere Frage: „Glaubst du an Gott?" - wie abwegig ist sie, wenn man sie an einen seelisch Lebendigen richtet. Glauben wir denn an die Sonne? - Das ist nicht nötig. Wir sehen sie ja! Der Blinde mag an sie glauben. Wer Augen hat, sieht sie, und wer eine lebendige Seele hat, sieht auch gleichsam das Göttliche, spürt es als Wirklichkeit aller Wirklichkeiten, wenn er es auch nicht immer mit Namen nennt. Er spürt das ewige Geheimnis in dem Walten der unbewußten Natur. Alle Dinge

sind davon durchseelt, künden es, sprechen es aus. „Die Sonne - nach einem Dichterworte - und das Meer und der Wald überm Meer und die Wiesen und die Wolken, die darüber gehen in Stille und Sturm." In tausend Formen gewinnt es hier Gestalt. Deshalb ist das Veilchen so schön in seiner schlichten Lieblichkeit und die Eiche in ihrer trotzigen Kraft, weil sie gottdurchseelt sind. Deshalb zieht der Hirsch so stolz seine Fährte, als ahnte er, daß auch in ihm ein ewiger Wille verkörpert ist. „Wer schuf denn das alles hier um dich her?" - so fragte einmal ein Missionar ein Mädchen aus der Edelrasse der Samoaner und glaubte damit einen großen Trumpf für seinen Jahweh auszuspielen. Er erhielt eine Antwort, ihm gewiß zu hoch, aber Lebendigen aus dem Herzen gesprochen. „Wer es schuf?" sagte das Mädchen, aus der Erbweisheit seines Stammes heraus - „Tangaloa, die ewige Sehnsucht." Die wache Seele dieses Volkes fühlt in den Dingen den sehnenden Willen eines Ewigen, sich auszusprechen, in Erscheinung zu treten. Die Welt ist die Erscheinung Gottes, sagt Frau Ludendorff. Und dieses Göttliche lebt auch im Menschen. Sonst könnte er es nicht in der Natur erfühlen. Es ist, als grüßte in ihrer Schönheit der göttliche Urgrund der Dinge um uns den göttlichen Urgrund unseres Seins. Auch in unserem Leben will es in Erscheinung treten, und zwar in eine Erscheinungform, die Bewußtsein hat. Der Mensch kann das Bewußtsein Gottes werden, sagt Frau Ludendorff und zeigt, wie dieser ewige Wille zur Bewußtheit sich im Laufe der Jahrmillionen des Werdens der Welten und Lebewesen fortschreitend enthüllte, wie dieser Wille zur Bewußtheit der schöpferische Ursprung des Weltalls ist und daher Gott bewußt zu erleben und in Leben und Werk zu gestalten der heilige Sinn unseres Seins.

Doch trug uns jetzt Frau Ludendorffs Schau schon unversehens zum Brunnen der Urda. Denn der Brunnen des Mime ist zwar heilig. Es bedarf hier keiner Abkehr und Umkehr. Er liegt auf dem Wege zur Gotterkenntnis. Es strömen Wasser von ihm zum heiligsten Brunnen der Urda. Er liegt auf dem Wege zur Gotterkenntnis, aber noch nicht in

deren Bereich. Eine klare Erkenntnis ist hier noch nicht möglich. Das zeigt das Nachsinnen und lehrt die Kulturgeschichte bis auf den heutigen Tag.

Wenn wir nämlich sprachen von der Gottbeseeltheit der Natur, so läßt sich mit gutem Grunde auch das Gegenteil behaupten. Denn es herrscht hier der Kampf aller gegen alle, es wird hier das Recht des Stärkeren mit einer Rohheit und Rücksichtlosigkeit ausgeübt, die zu edlem Empfinden in stärkstem Widerspruch stehen. Denken wir nur einmal, wie die Katze eine Maus zu Tode quält. Und was den Menschen betrifft, so ist aus seinem Verhalten bekanntlich weit öfter abgrundtiefe Niedertracht als Wille zum Gutsein zu erschließen. Wie ist so etwas mit Gott ververeinbar?

Solange man sie nicht lösen kann, gibt es offenbar zwei Arten, zu diesen Widersprüchen Stellung zu nehmen. Man kann zugeben, sie wären ein ungelöstes Rätsel. Man kann aber auch so tun, als ob sie nicht vorhanden oder ganz belanglos wären und sie schlimmstenfalls mit Scheinlogik - hier „Theodizee" genannt - vertuschen. Wie sehr dergleichen möglich ist, dafür ein kleines Beispiel. Eine Frau hatte Sorge um ihren stellunglos gewordenen Sohn. Da bekam sie einen Brief von einer frommen Dame, sie solle sich nur keine Sorge machen, denn „wem Gott ein Häschen gibt, dem gibt er auch ein Gräschen". Was sagt man dazu? - Abgesehen von der widerwärtigen Süßlichkeit dieser Redensart: wie muß die Unwahrheit eine Seele zerfressen haben, wenn sie es wagt, angesichts der furchtbaren Verwüstungen, die der Hunger auf dieser Erde schon bei Mensch und Tier angerichtet hat und heute noch anrichtet, noch zu flöten: „Wem Gott ein Häschen gibt, dem gibt er auch ein Gräschen." Hier wurde die Selbstsucht so völlig einer Seele Herr, daß diese nichts mehr sieht außer ihrem persönlichen Interesse. Diese Selbstsucht braucht einen allmächtig regierenden gütigen Gott, um sich in dem Gedanken sonnen zu können, daß es ihr unbedingt ganz herrlich gehen muß, spätestens im Jenseits. Folglich gibt es solchen persönlichen gütig regierenden Herrn des Himmels und der Erde. Daß in jeder be-

liebigen Zeitungnummer Unheil genug zu lesen ist, um solchen Wahn hundertfach zu widerlegen, was kümmert das einen solchen Menschen. Bleibt er bei einem Eisenbahnunglück unter hundert Toten am Leben, so ist er hell begeistert von der Güte Gottes. Und wehe dem, der es wagen wollte, in diesen seinen Glauben einmal mit dem Lichte der Tatsächlichkeit hineinzuleuchten. Dann züngelt fanatischer Haß auf. Dieser Glaube muß natürlich ein felsenfestes Dogma sein. Sonst kann er ihm nicht Genüge tun. Und nicht ohne Grund ist dieser vielgerühmte Monotheismus gerade jüdischen Ursprungs. Kein anderes Volk der Welt hätte es je über sich gebracht, so kraß der Tatsächlichkeit widersprechende Lehren zu erfinden. Das wäre also die eine Art, blind gegen die Wirklichkeit, der Selbstsucht passende Dogmen aufzustellen.

Anders der seelisch Lebendige des Brunnens Mime. Er sieht, daß er die Widersprüche nicht lösen kann, daß ihm also keine Erkenntnis des Göttlichen möglich ist. Denn was wäre das für ein Gott, der mich zum Gutsein drängen will und der doch Schöpfer und Urgrund einer Welt ist, in der dieses Gutsein offenbar so gar keine Heimat hat. Dennoch steht ihm unumstößlich fest der Glaube: dieser Ruf zum Gutsein in mir ist Gottes Ruf. Und dieses Wollen soll sich in der Welt durchsetzen, trotz allem, auch durch meine Tat. Und er blickt in die Natur und sucht, was ihm diese Gewißheit stärken könnte. Und er sieht z. B. mit tiefer Anteilnahme, wie die lebenspendende Sonne, wenn sie schon fast der Finsternis zu erliegen drohte, alle Jahre doch wieder neu erstrahlt. Und er erdichtet sich Mythen von hehren Göttergestalten, die denselben guten Kampf kämpfen mit den Mächten des Bösen wie er. Aber immer ist er sich darüber klar, daß diese „Götter" nicht wirklich, sondern nur Dichtung sind. Das Gottdenken, das aus dem Brunnen Mime quillt, ist niemals Dogma, es ist auch noch keine Erkenntnis, sondern immer, bewußt oder unbewußt, ein Mythos bis auf den heutigen Tag, wenn auch diese Mythen der neueren Zeit - als eine Art Schutzfarbe gegen spähende christliche Inquisition - weniger farbenfroh sind wie ehemals. Nehmen wir, statt all den Gängen und Widergängen kleinerer Geister

zu folgen, als Beispiel den größten unserer Denker der Vergangenheit, Kant. Religion, so sagt er, ist die Erkenntnis aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote. Aber klar erkennt seine große Seele, daß, wenn wirklich ein Gott mich dazu aufriefe, dieser Stimme in mir das Heiligste, Schönste, Wesentlichste genommen wäre, daß sie nämlich mein eigenstes, mein ureigenstes ist. Darum bringt er klar zum Ausdruck: Ich betrachte dieses Wollen gleich als ob es eines Gottes Gebot wäre. Gleich als ob! Es ist also dieser Gott, den mich der Blick in mein Selbst schauen läßt - Mime heißt, so sahen wir, „Ich selbst" - nicht Gegenstand einer Erkenntnis, nicht letzte Wirklichkeit, sondern eine Dichtung, ein Mythos.

Mime heißt „Ich selbst" oder „Erinnerung". Erinnerung, was heißt denn das? In einem Kriegsroman - „Die Herrin" von Barbara von Bronsart - findet man eine eindrucksvolle Schilderung: Kriegsbeginn. Das Regiment rückt aus. „Schwadron auf Schwadron schwenkt ein in das Viereck um den Feldaltar. Vor den Mannschaften stehen die Fahnen, Symbol und Verkörperung der Gottheit, die jetzt alle beherrscht. Die Junker, denen sie anvertraut sind, fühlen in diesem Augenblick, daß es höchste Bejahung des Daseins bedeutet, für sie zu sterben. Was der Pfaffe im schwarzen Talar daherredet, geht leer und hohl an ihnen vorbei. Wirklichkeit ist allein das seidene Tuch, das leise rauscht und Worte wie Vaterland, Tod, Ehre, Sieg in das Herz hineinspricht, uralte Worte, wie auch der Wind in den heimischen Wäldern sie rauscht." - Nicht wahr, das ist so. Und doch wie merkwürdig. Da quält sich der Pfarrer, gerade an diesem Tage sein Bestes zu geben, und alles bleibt leerer Schall. Aber die Fahne, sie braucht nur da zu sein, sie braucht nur leise im Winde zu knistern, und in jedes Soldatenherz zieht ein Ahnen ewiger, heiliger Dinge, ein echtes Gotterleben. Des Rätsels Lösung heißt Erinnerung. „Um eine Vorstellung" - so schreibt Frau Ludendorff in „Des Menschen Seele" - „von der unausrottbaren, unwandelbaren Kraft des Rasseerbguts im Unterbewußtsein zu geben, die ja eine der wichtigsten und folgenschwersten Tatsachen in der Seelenlehre ist, seien noch zwei Beispiele aus dem alten, wohl sicherlich weit

über zwanzigtausend Jahre zurückliegenden religiösen Erleben unserer Ahnen genannt. . . . Sie weihten in jenen Zeiten dem Ahnen Bäume, besonders solche, die an Wegkreuzungen standen, die Malbäume. Ihre Früchte waren dem Toten geweiht. Dorthin gingen sie in außergewöhnlichen Lebenslagen um Mitternacht, um sich Rat und Segen zu holen. Damit aber die Seele des Ahnen leichter in dem Baum verweilen könne, wurde ein Leinentuch am Aste befestigt. Wie nahe lag es da, beim Auszug zum Kampfe den Geist des Ahnen als Schutz- und Schirmherr mit sich schreiten zu lassen, den Ast mit dem heiligen Tuche den Streitern als Fahne voranzutragen. Deshalb erlebt der Krieger des gleichen Blutes mehr als zwanzigtausend Jahre später noch das Gefühl des weihevollen religiösen Schauers bei dem Anblick der Fahne, deshalb erlebt der Fähnrich ihre Verteidigung als religiöse heilige Pflicht."

So trägt jede Rasse das Gotterleben fernster Ahnengeschlechter im Unterbewußtsein und das ist, wie Frau Ludendorff uns sagte, eine der wichtigsten und folgenschwersten Tatsachen der Seelenlehre. Wie sich das Göttliche in der unbewußten Natur in einer unendlichen Vielzahl von Formen offenbart, wie es die Eiche anders kündet als die Birke, der Adler anders als die Taube, so will es auch in seinem bewußten Erleben im Menschen reichste Mannigfaltigkeit. So ist denn das Gotterleben, das die Rassen im Unterbewußtsein tragen, grundverschieden. Nur dann aber ist das Gemüt bewegt, und zwar aufs tiefste bewegt, wenn dieses Rasseerbgut geweckt wird, wenn es mitschwingen und mitklingen kann. Das geschieht aber nur durch arteigene Weisen und Wege sich mit dem Göttlichen in Einklang zu bringen. Daraus ist ersichtlich, wie frevelhaft es ist, Menschen ein artfremdes religiöses Erleben aufdrängen zu wollen. Da kann die Seele nicht mitschwingen und mitklingen. Da wird sie arm und leer. Religiöse Gleichgültigkeit, Heuchelei, krampfhafter Selbstbetrug, um sich greifende seelische Verwesung mit all ihren widerlichen Begleiterscheinungen in Geschichte und Kultur sind die Folgen.

Wir sehen also, alles wahrhaftige über die Niederungen des Springkessels erhabene Gottdenken der Vergangenheit bis hin zu unseren Tagen ist Mythos. Diesen Mythen allen aber droht eine schwere Gefahr, nämlich die, zu entarten, mißdeutet zu werden und dann, in so verunstalteter Auffassung, ähnlich wie die aus Selbstsucht geborenen Religionen den Aufstieg der Seele eher zu lähmen als zu fördern. Es vollzieht sich an ihnen das, was Frau Ludendorff in dem letzten ihrer Werke - „Das Gottlied der Völker" - den Absturz der Religionen vom Gotterleben nennt. Mag uns ein Beispiel wenigstens einen flüchtigen Eindruck von Art und möglichem Schicksal solcher Mythen geben.

Denken wir einmal an die Zeit nach Jena und Auerstädt, als die Schmach und das Unglück des Volkes die im Schutt des Zeitgeistes in den meisten fast erstickte Volksseele aufrüttelte. Da regten sich auch Gedanken wie der, dem der Dichter Rückert Ausdruck gab. Das Freiheitwollen hätte den Geist des Großen Friedrich aus seinem Grabe erweckt. Er spricht: „Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen, als säh ich meinen alten Zieten reiten. Auf, meine Preußen, unter ihre Fahnen! In Wetternacht will ich voran euch schreiten, und ihr sollt größer sein als eure Ahnen." Oder denken wir an Kleist's Ode an die Königin Luise: „Und kommt der Tag der Freiheit und der Rache, dann ruft dein Volk, dann deutsche Frau erwache, der gute Engel für die gute Sache." Wo heldisches Denken erwacht, erwacht zugleich lebendigstes Gedenken an die Helden der Vergangenheit. Dieser Tatsache gaben die beiden Dichter Ausdruck. Sie war auch unseren Ahnen wohl bekannt. Heldische Menschen, mag auch ihr Leib in Staub zerfallen sein, leben dennoch. Man könnte sagen, sie leben in unseren Herzen. Aber unsere Ahnen drückten das noch viel schöner und tiefer aus. Die Walküren trugen den Helden nach Walhall. Der heldische Tote lebt also weiter, und zwar in einem jenseitigen Reiche des Göttlichen.

Ehe wir dieses Gleichnisses Sinn in seiner wundersamen Tiefe zu ergründen suchen, erwägen wir, welches traurige Schicksal solchem herrlichen Mythos droht. Da ist die Schar der Kümmerlinge. Daß der

Mensch stirbt, ist ihnen ein Greuel. Kann doch dieses harte Leben ihre Sucht nach Glück nicht annähernd sättigen. Aber der Held sollte ja in Walhall weiterleben! - W e i t e r l e b e n !? - Wie spitzen sie da die Ohren. Von der wundervollen Tatsächlichkeit, die das Gleichnis ausspricht, ahnt natürlich ihre Seele nichts. Nur das glauben sie heraushören zu sollen, daß man nach dem Tode doch noch irgendwie weiterleben kann. Man! - Denn wenn der Held das kann, warum sollten sie das auch nicht können? Des weltweiten Abstandes, der sie vom Helden trennt, sind sich solche Menschen keineswegs bewußt, und zwar auf Grund von sinnvollen, seelischen Gesetzen, über die Frau Ludendorffs Werk Aufschluß gibt. Schon ist also das Unglück geschehen. Aus wahrheitdurchseeltem Mythos wird der Wahn an eine persönliche Unsterblichkeit, womöglich gar an eine Auferstehung des Fleisches, an der sie alle teilhaben. Auch der frömmelnde Taugenichts, den ein Menschenalter lang zu beherbergen schon dieser schönen Erde sauer genug fallen dürfte, vermeint es in sich zu spüren, daß er nimmermehr vergänglich sein kann. Und dann kommt der Priester und bemerkt dazu, fordernd, drohend, verheißend, was ihm bemerkenswert erscheint, und schon ist der Abstieg vollendet, von den lichten Höhen einer erahnten heiligen Wahrheit in die Sümpfe des Springkessels.

Wie herrlich aber ursprünglich jenes Ahnen war, dessen Abstiegs- und traurige Verzerrungmöglichkeiten wir hier sehen, wenn auch nur schematisch und in groben Umrissen, begreift man, wenn man ihm in Frau Ludendorffs Werk wieder begegnet, nachdem er hier zum sicheren Wissen geklärt wurde. Da stehen zum Beispiel im „Triumph des Unsterblichkeitwillens" folgende Worte:

„Nie stirbt dir der Freund,
Nie stirbt dir der innig Geliebte,
Wenn je eine Seele hin bis zum Jenseits geflogen.
Zu diesem Reiche findest du immer wieder zurück,
Denn Trauer und innige Liebe zu Toten,
Sind flugstarke Flügel ins Jenseits.

Dort ist nicht heute, nicht gestern, nicht morgen,
Dort lebt dir der Freund, wenn in dir
Sein wahrhaftes Bild du dir wahrtest.
Und wenn er auch selbst
Bewußtes Erleben für immer verlor,
In deiner Seele stirbt er, der Geliebte,
Erst einst mit dir selbst ..."

Da ist es also wieder, dieses Fortleben des Toten und dieses Jenseits. Aber klar liegt nun vor den Augen des gründlichen Lesers dieses Werkes, was der Mythos nur ahnen und so leicht fehldeuten ließ. Und wie die Sonne aus den Fluten des Meeres, so steigt das Licht zu dieser Erkenntnis aus den Wassern des Brunnens der Urda, des Werdens. Denn erst was in geistvoller und erfolgreicher Arbeit die Naturwissenschaft über das Werden der Welten und Lebewesen erforschte, gab Frau Ludendorff die Möglichkeit einer Gotterkenntnis, die aus dem Sein allein nicht zu gewinnen ist. Daß die Kenntnis des Werdens erst Zustände des Seins begreiflich macht, ist ja selbst im Alltagsleben bekannt. So gehört zum Verständnis der Verhältnisse in einem Volke und Lande die Kenntnis ihres Werdens, die Geschichte. Eine Tatsache aber in der Entwicklunggeschichte der Lebewesen ist offenbar höchster Beachtung wert, nämlich die potentielle Unsterblichkeit des Einzellers.[3])

Wenn wir erwägen, wie schwer der Mensch mit dem Bewußtsein seines Sterbens ringt, ja wie erbittert jedes Lebewesen gegen den Tod kämpft, ist es da nicht erstaunlich, zu hören, daß es Lebewesen gibt, die nicht sterben müssen! Daß die Urahnen allen Lebens, aller Pflanzen und Tiere und Menschen die Möglichkeit unsterblicher Jugend hatten und

---

[3]) Legt man ein Pflanzenteilchen unter das Mikroskop, dann sieht man, daß es, wie ein Haus aus Steinen, aus kleinen Baustückchen zusammengesetzt ist, den sog. Zellen. Aus Zellen bestehen aber nicht nur die Pflanzen, sondern jegliche Lebewesen, also auch Tiere und Menschen, und zwar fast alle, die wir mit bloßem Auge erkennen, aus sehr vielen, oft Millionen von Zellen. Es gibt aber auch solche, die nur aus einer Zelle bestehen, z. B. die Bakterien, die man daher mit bloßem Auge nicht sieht. Man nennt diese Einzelligen auch Protozoen, d. h. erste Lebewesen. Denn die ersten Lebewesen, die auf dieser Erde entstanden, und aus denen sich alle anderen entwickelten, waren, so lehrt die Naturwissenschaft, alle Einzeller.

die Einzeller sie heute noch haben! Zu wissen, um welchen Preis der Mensch und die höheren Pflanzen und Tiere diese höhere Form des Daseins erkauft haben, nämlich mit dem unentrinnbaren Muß des Todes. Bekannt waren die Verhältnisse, aus denen die Möglichkeit der Unsterblichkeit für die ersten Träger des Lebens auf der Erde folgte, der Naturwissenschaft schon lange. Die Tatsache dieser potentiellen Unsterblichkeit selbst klar und bewußt erfaßt zu haben, ist das Verdienst des Zoologen Professor Weißmann. „Mein Satz von der potentiellen Unsterblichkeit der Einzelligen will nichts weiter als der Wissenschaft zum Bewußtsein bringen, daß zwischen Einzelligen und Vielzelligen die Einführung des physiologischen, d. h. normalen Todes liegt", schreibt er.*) Frau Ludendorff aber öffnet diesem Wissen den Blick in heilige Geheimnisse des Wesens der Dinge. Es ist der Ausgangpunkt ihres Werkes „Triumph des Unsterblichkeitwillens".

Da war also dieser erste Einzeller. Wozu die höheren Pflanzen und Tiere Millionen von verschiedenartigsten Zellen in Tätigkeit setzen, das alles kann diese Zelle allein: Nahrung ergreifen, verdauen, sich bewegen, sich auf die Außenwelt, Licht, Schatten, chemische Stoffe, zweckmäßig einstellen usw. Sie pflanzt sich fort, indem sie sich teilt, worauf denn diese Teile beider zu ihrer vollen Größe heranwachsen. Sie stirbt also nicht den Alterstod, sondern kann, sich immer wieder teilend, ewig leben, wenn sie nicht gefressen wird oder verhungert oder sonstwie gewaltsam umkommt. Sie ist, sagt man daher, potentiell, d. h. der Möglichkeit nach, unsterblich. Je stärker sich nun diese Wesen vermehrten, um so knapper wurde natürlich die Nahrung, um so schwerer der Daseinskampf, um so geringer die Wahrscheinlichkeit, diese Möglichkeit ewigen Lebens zu verwirklichen. In solcher Zelle aber lebt ein Wille, ohne den sie gar nicht denkbar ist, ein Wille, den wir an uns selbst kennen, der Wille zur Selbsterhaltung, der Unsterblichkeitwille. Wie wollte aber dieses Wesen sich auf die Dauer im Kampfe gegen die

*) Siehe den 2. Band der Lebenserinnerungen von Frau Dr. Mathilde Ludendorff: „Durch Forschen und Schicksal zum Sinn des Lebens."

anderen behaupten, wenn es nicht sorgte, besser gerüstet zu sein als sie. So schaffte dieses Wollen kleine Panzer, Wimpern zur Fortbewegung und ähnliches. So veranlaßt es Zusammenschluß in kleinen Zellkolonien, deren Zellen sich dann trennen, teilen und neue Kolonien bilden. Aber immer größer wird der Wettbewerb, wie Todesnot, und da wagt, gedrängt von ihr, geführt aber auch von dem Einklang ihres Selbsterhaltungwillens mit dem göttlichen Streben zu einem fernen Ziel der Bewußtheit, eine vielzellige Alge aus der Gattung Volvox etwas Ungeheuerliches. Um nur einigen wenigen ihrer Zellen das Leben erhalten zu können, opfert sie die anderen und läßt sie absterben. Zum ersten Male also taucht das Bild auf, das uns allen geläufig ist. Milliarden von Zellen müssen sterben, wenn nur durch die Fortpflanzungzellen die Art erhalten bleibt. Aber lassen wir uns nicht durch die Gewohnheit den Blick trüben für die ungeheure Spannung, die hier fühlbar ist. Fast alle Zellen müssen sich opfern, müssen sterben, um dem Unsterblichkeitwillen Genüge zu tun. Dieser wäre nicht, der er ist, würde er nicht unablässig streben, diesen Widerspruch zu beseitigen. So treibt er denn, Ausdruck zugleich des göttlichen Willens zur Bewußtheit, in solcher Sehnsucht die Entwicklung immer weiter, von Stufe zu Stufe, bis hin zum unterbewußten Tier, bis hin zum bewußten Menschen. Seit der Mensch wurde, hat, so lehrt die Entwicklunggeschichte, dieses „plastische Zeitalter", dieses Neuwerden immer verwickelteren Lebensformen aufgehört. Eine Tatsache, die die Naturwissenschaft als gegeben, aber unerklärlich hinnehmen muß, die uns aber, Frau Ludendorffs Gedankengängen folgend, sofort vollkommen verständlich wäre, wenn, ja wenn im Menschen dieser Unsterblichkeitwille sein Ziel erreicht und seinen Triumph erlebt hätte. Das aber hat er wirklich. Dem Menschen steht, solange er lebt, das Tor in die Ewigkeit, ins Jenseits offen. Was heißt das?

Da war ein Mensch vor vielen tausend Jahren. Sein einfaches, gefahren- und mühereiches Dasein nahm ihn ganz in Anspruch. Feind und Gefahr, Nahrung und Hunger, Haß abwechselnd mit Gleichgültigkeit

bewegten ihn hin und her. Nun liegt er am Strande und genießt einmal eine Stunde seltener Ruhe. Und die Sonne sinkt ins Meer und überstrahlt mit ihren glutvollen Farben das wogende Wasser. Da wird ein geheimnisvolles Leben in seiner Seele wach, ein nie gekanntes. Wie oft hat er schon auf diesem Wasser gefischt, wie oft schon nach der scheidenden Sonne geschaut, was sie für Wetter ankündet für den nächsten Tag. Und doch ist ihm, als sähe er dieses alles heute zum erstenmal. Nicht Gefahr drohend, nicht Fische spendend, nicht Wetter kündend, sondern erhaben über alles das, ein heiliges Wunder. Spüren wir wohl, wie in diesem Augenblicke Fesseln zerspringen, die diesen Menschen an das Diesseits banden, und seine Seele einzog in ein erhabenes jenseitiges Reich? Vielleicht wird ihm dieses Reich, in das er über die Brücke des Anblickes eines Naturwunders schritt, mehr und mehr Heimat. Und da wachsen auch seinem Denken Flügel. Denn nicht nur das Meer, so erlebt er es nun, führt ihn in dieses Jenseits, sondern auch schwebende Wolken, Sonnenschein über herbstlichem Walde, strahlende Augen eines geliebten Menschen, Melodien, die er hört, Worte von Wohlklang und Wahrheit. Da blitzt in seinem Hirn ein seltsames Erkennen auf, eine Zusammenschau alles dieses räumlich und zeitlich so Getrennten und er findet einen Begriff, der seines Erkenntniserlebens Inhalt umfaßt: „Schönheit". All das ist s c h ö n. Erhebt sich nicht dieser Gedanke sieghaft über Raum und Zeit? - Schafft er nicht Einheit alles dessen, was schön ist, soweit auch die Räume sein mögen und so unermeßlich die Zeiten, die diese Dinge in der Erscheinung trennen. Ist so ein Begriff geschaffen, dann freilich steht er auch dem Stumpfen zu Gebrauch und Mißbrauch zur Verfügung, aber zum ersten Male aufleuchten kann er nur, wo die Seele, die Fesseln des Diesseits abwerfend, sich ins Jenseits erhob. Daher Platos mythisches, ahnungvolles Wort: „Wie ein Geschenk der Götter an die Menschen, so erblicke ich die Gabe, in der Vielheit die Einheit zu schauen." Und weil solche Begriffe, wie Schönheit, Ehre, Adel, Kraft, Stolz, Friede, Freiheit, Sieg, Blut, Boden aus der heiligen Weite göttlichen Erlebens geboren wurden, das

der Ahn einst hatte, deshalb behalten sie über Jahrtausende hin die weckende Kraft auf die Menschen gleichen Blutes. Heimat und Begrenzung erhalten diese Begriffe aber in der sie in Worte formenden Muttersprache. Daher ist es nicht Eigensinn, sondern Kampf um ein Unersetzliches, ein Heiligtum, wenn Auslandsdeutsche nicht von ihr lassen wollen.

Über die Muttersprache als Hort der Kultur schreibt Frau Ludendorff im „Gottlied der Völker". Alle echte Kultur nämlich ist Gott-lied, weil Werk aus Jenseitserleben. In Worten, Tönen, Farben, Formen gestaltet es der schöpferische Künstler. Tragen nicht Kulturgüter wie Bachs, Beethovens, Mozarts Schöpfungen oder Schillers Dichtungen fühlbar den Adel ihrer Herkunft aus einer gleichsam höheren Welt? Und zeugt nicht besonders jede reine, stolze, wahrhaft selbstlose, heldische Tat von diesem heiligen Reiche des Jenseits? Denn wie könnte jemand unbekümmert um schlimmste Folgen, ja selbst den Tod, das Rechte tun, wenn seine Seele sich nicht einem Wollen hingegeben hätte, erhaben über Raum und Zeit und die Enge eines darin begrenzten Menschenlebens?

Und in diesem Reiche des Göttlichen, des Jenseits - jetzt lernen wir, von Frau Ludendorff geführt, den Mythos von Walhall unmißverständlich begreifen - leben die Toten weiter, die die Walküre in dieses Jenseits getragen hatte, das aber sind diejenigen, denen dieses Jenseits zu Lebzeiten seelische Heimat war. Gibt es nicht Menschen, in deren von der Weihe des Jenseits verklärten Vorstellungwelt neben großen Lebenden diese Toten, ihr Denken und Wollen und Handeln, unendlich viel näher, wirklicher, lebendiger sind als irgendwelche plappernden, scheinlebendigen Zeitgenossen, selbst wenn sie Tür an Tür mit ihnen wohnen? - Menschen, in deren genialen Leben und Erleben zugewandten Gedanken sie leben als verehrte, mahnende, über alle räumliche und zeitliche Trennung hinweg zu steter Gegenwart bereite Freunde, ihre verstorbenen gottwachen Lieben und die Großen der Gegenwart und der Vergangenheit, von dem toten Feldherrn bis hin zu jenen fernen Ahn-

herren und Ahnfrauen unseres Blutes, die ihre überwache Schau im Welteschen- oder Walhallmythos gestalteten.

Und gerade sie! Denn wir sahen es ja eben: Frau Ludendorffs Erkenntnis, und diese erst, zeigt uns, wie nahe der gottwachen Seele unserer Vorfahren, die noch im Artglauben lebten, das Wesen der Dinge, letzte, tiefste Wahrheiten, vertraut waren. So nahe, daß man einmal mit allem Recht fragen möchte: Wo ist der Große im Reiche Jahwehs, der Superintendent, Generalsuperintendent, Landes- oder Erzbischof, der, was Tiefe, Reinheit und Wahrheit seiner Gotteinsicht betrifft, es wagen könnte, sich mit einem edlen germanischen Bauern der Heidenzeit auch nur von ferne in Vergleich zu stellen!

Was wir hier am Beispiel des Walhallmythos und der Jenseitsfrage besprachen, hätten wir ebenso gut an Dutzenden anderer Beispiele zeigen können, nämlich dieses: Wie eine Nebellandschaft, so liegt die Welt des Gottahnens und Gottsuchens der fernen und nahen Vergangenheit vor uns. Des Gottsuchens und Gottahnens, nicht etwa die des Springkesseldogmas. Sie ist nichts als rohe, häßliche Wüste. Mit sehnenden Augen blickten die Großen und Wachen in diese Dämmerung. In Mythen, Dichtungen, philosophischen Werken sprechen sie aus, was sie ahnten, oder sahen oder zu sehen glaubten, Wahrheit und Irrtum in buntem Gemisch. Durch Frau Ludendorffs Werk schwinden Nebel und Dunkelheit und in hellem Sonnenschein liegt nun diese Landschaft vor uns in überreicher, sinnvoller Schönheit. Daß die Zukunft eine solche Erkenntnis bringen würde, hofften unsere Ahnen. Ihr Gott Odin trank, so erzählt die Edda, nur aus dem Brunnen des Mime. Und sie wußten auch, was ihnen selbst zur Möglichkeit voller Erkenntnis fehlte: das Wissen um das Werden der Dinge. Wir lasen es zu Beginn: „Die erste Wurzel der Esche aber erstreckt sich über den Himmel und unter ihr ist jener Brunnen gelegen, der der heiligste ist und Brunnen der Urda, das ist des Werdens oder des Anfangs oder der Wurt heißt." Wir verstehen das jetzt. Auch, daß die Wurzel sich über den Himmel erstreckt: nur in gottnahem Jenseitserleben ist solche Schau möglich.

Da nun Frau Ludendorffs Werk nicht Ahnungen, sondern klare, in lückenlosem Zusammenhange stehende Erkenntnisse bringt und demgemäß klare Wortgestaltungen, so kann auch sie, wie jede Gedankenwelt, zwar gründlich mißverstanden, aber nicht im Sinne einer Springkesselreligion fehlgedeutet werden. Es wird z. B. auch den Dreistesten nicht möglich sein, aus diesen Werken herauszulesen, daß eine Auferstehung des Fleisches oder ähnliches zu erhoffen wäre. Kommt ein Seelentoter an einen Mythos, dann deutet er, wie wir sahen, ihn in seinem Sinne um und macht sich daraus eine Springkesselreligion. Das geht bei Frau Ludendorff nicht. So bleibt ihm nichts übrig, als sich wegzuwenden. „Diese Frau gibt mir nichts", sagt er dann, nicht ahnend, welch ein gutes Zeugnis er der Deutschen Gotterkenntnis damit gegeben hat. Allerdings ist noch ein anderes möglich. Er kann zwar nicht Frau Ludendorffs Gedanken im Sinne einer Springkesselreligion mißdeuten, wohl aber sich über seinen eigenen Seelenzustand täuschen und eine mit Phrasen ausgestopfte innere Leere für Gotterleben halten. Denn hier herrschen Gesetze, deren Art und heiliger Sinn in den Werken „Des Menschen Seele" und „Selbstschöpfung" enthüllt sind, nämlich die Gewährleistung völliger Freiheit, sich von Gott oder zu Gott zu wenden.

So kann denn auch Mathilde Ludendorffs Werk den Menschen nicht etwa ohne ernstliches eigenes Wollen zu Gott hinführen. Was es kann und leistet, ist, in einem Vergleich ausgedrückt, vielmehr dieses: Da hat ein junges Paar ein von den Urgroßeltern und womöglich noch weiter zurück ererbtes Bild. Es sollte eigentlich schon immer in die Rumpelkammer. Aber man findet darin, wenn man es näher betrachtet, fast wider Willen einen eigentümlichen Zauber. So wird es auch diesmal wieder begnadigt zur Unterbringung in der bekannten Vorstufe der Rumpelkammer, dem Gästezimmer. Bis eines Tages dort ein Kunstkenner wohnt, der am Morgen mit allen Anzeichen tiefer Erregung sagt: „Wißt ihr denn, was für ein Bild ihr da habt? Ein Kunstwerk von ganz unschätzbarem Wert, ein lange gesuchtes, schon verloren geglaubtes Ge-

mälde von der eigenen Meisterhand des Rembrandt van Ryn!" Und er bringt im Laufe der kommenden Wochen Beweise, die jeden Zweifel ausschließen. Alles das, was dieses junge Paar besaß und hochachtete, verblaßt nun völlig neben dem Wert dieses einzigen, bisher kaum beachteten Bildes. - So kann auch Frau Ludendorff dieses Jenseitserleben, dieses Leben und Streben in einer Welt von Schönheit, Wahrheit, Gutsein keinem Menschen geben, ebensowenig wie der Kunstkenner dem Paare dieses Bild hätte schenken können. Gotterleben, das ist der heiligste, ureigenste Bezirk jeder Seele. Bis an seine heiligen Grenzen führt Deutsche Gotterkenntnis, nicht einen Schritt weiter. Auf diese Möglichkeit unsere Augen zu richten und uns begreifen zu lehren, daß hier unser Kostbarstes liegt, das kann sie, nicht mehr, und wenn, an diese Grenze geführt, der Mensch nichts sieht, weil ihm in der eigenen Seele dort Leere entgegenstarrt, wo in wachen Seelen die blühenden Gärten Gottes prangen, dann kann ihm auch Deutsche Gotterkenntnis nichts geben.

Dieses Jenseitserleben in seiner reichen Mannigfaltigkeit und Einzigartigkeit bei den verschiedenen Menschen, Völkern und Rassen ist der Sinn der Schöpfung. In ihm findet das Göttliche, das jenseits von Raum, Zeit und Gestalt ist, sein Bewußtsein. Das ist die Grunderkenntnis der Werke Mathilde Ludendorffs. Und im Lichte dieser Einsicht wird uns zum Wissen, was zu glauben wache Seelen nie aufhörten, trotz aller Dunkelheiten und Widersprüche, die wir beim Brunnen Mime andeuteten. Wir erkennen, daß diese Welt aus göttlichem Wollen hervorging und demgemäß vollkommen ist. Alle Schöpfung in ihrem Werden und Sein ist ausgerichtet auf dieses eine: Gottesbewußtheit im Jenseitserleben. Das wird durch Mathilde Ludendorffs Werk unantastbar gewiß. Der „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und die „Schöpfunggeschichte" zeigen, wie das Werden des Alls und der Lebewesen der Schaffung dieser Möglichkeit zustrebte. Die Werke „Des Menschen Seele" und „Selbstschöpfung" führen in die Geheimnisse der Menschenseele. Sie enthüllt sich als ein Vollkommenes, sobald man sie unter dem

Gesichtspunkt des Könnens betrachtet, in freiwilligem Entscheid Trägerin der Gottesbewußtheit zu werden. Das Werk „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" zeigt, wie die Kindesseele ihrer zukünftigen Berufung entgegenreifen möchte, und lehrt Eltern und Erzieher, hier Hilfe und nicht Hemmnis zu sein. Das Werk „Die Volksseele und ihre Machtgestalter" öffnet den Blick in jene Wirklichkeit, die uns im Wachwerden des Deutschen Volkes 1914 bei Kriegsbeginn so machtvoll entgegentrat, die Volksseele. Mahnend, ja in Todesnot zwingend, will sie die Möglichkeit des einzigartigen Gotterlebens einer Rasse auch dann retten oder wenigstens in die Zukunft tragen, wenn diese in der Gegenwart von Wahn, Gewalt, Fremdglauben fast unrettbar bedroht scheint. Das letzte Werk „Das Gottlied der Völker" aber zeigt, wie nicht dogmenpredigende Priester oder bettelnde Gläubige dem Heiligsten den Weg bereiten, sondern die Kulturschöpfer, die aus Jenseitserleben unsterbliche Kunstwerke gestalten und alle die, denen göttliches Wollen und Erleben in Wahrnehmen, Denken, Fühlen und Tun zur gestaltenden Kraft ihres Inneren wurde und deren Leben, ein Atemzug, ein vergängliches Gleichnis Gottes, davon Zeugnis ablegt.

Wir kommen zum Schluß. Worauf wir, am Leitfaden eines wundertiefen Mythos unserer Ahnen, hinweisen wollten, ist dieses: daß Mathilde Ludendorffs Werk eine geistige Wende bedeutet von unüberschätzbarem Ausmaß, eine Weltenwende in bezug auf das wähnende und glaubende, zwischen folgenschweren Irrtümern taumelnde Denken über entscheidende, letzte Lebensfragen. Die Kunst ist nur, das zu merken, ehe es in vielleicht hundert Jahren in jedem Konversationlexikon steht. Denn so groß auch eine Gedankenwelt ist, sie kann ihren Segen auf unser Volk und andere Völker nicht ausstrahlen, wenn sich nicht Menschen finden, frei und charaktervoll und ihres eigenen Urteils sicher genug, sie aufzunehmen und ihr den Weg zu bereiten, auch wenn sie noch nicht Gemeingut aller ist, ja, aus Trägheit und mehr oder weniger durchsichtigen Gründen heftig befehdet wird. Diese Erkenntnis aber zur klaren, festen, eigenen Überzeugung machen, kann nur das Werk selbst, nicht

diese Ausführungen, die ja nur hier und da eine Teileinsicht aus dem Zusammenhang herausgreifen konnten, sie können und wollen nur ein Hinweis sein. Denn ist schon ein Schlaraffenland, in dem gebratene Tauben heranschwirren, nur Märchen, wieviel märchenhafter wäre noch jenes, in dem man große, lebenswichtigste, unvergeßliche Erkenntnisse mühelos zugeworfen erhielte.

Daß sich solche Freien, Charaktervollen, ihres Urteils Sicheren in unserem Volke mehr und mehr finden, das ist, wegen der ungeheueren und segensreichen Auswirkungen, die eine Wahrheit über tiefste und letzte Dinge im Gefolge haben muß und die wir hier nicht einmal von ferne andeuten konnten, um unseres Volkes willen unser sehnlichster Wunsch. Dann wird zur Wahrheit werden ein siegessicheres, zukunftfrohes Wort der Edda, der Ahnfrau, das diese Ausführungen beschließen möge, wie ein Eddagleichnis sie einleitete:

„Ich weiß einen Baum, der Weltenbaum heißt,
Ein weißlicher Nebel bedeckt die Wipfel.
D'raus fällt der Tau, der die Tiefen befruchtet,
Immergrün steht er am Brunnen der Urd."

**Auf das Werk „Triumph des Unsterblichkeitwillens" folgt als nächstes:**

# Schöpfunggeschichte

**1. Teil des Dreiwerkes „Der Seele Ursprung und Wesen", dichterische Fassung und Prosateil (Gesamtwerk) / 168 Seiten mit 12 Bildtafeln, 16.—18. Tausend, 1939, Ganzl. 8.— RM**

---

**In ihrem zweiten Hauptwerk: „Der Seele Ursprung und Wesen" behandelt Mathilde Ludendorff eingehend die Voraussetzungen und die Art des Gotterlebens in der Menschenseele, überhaupt alle Grundgesetze der Seele der Lebewesen. Ihre Seelenlehre beginnt mit dem ersten Teile „Schöpfunggeschichte". Die ganze Schöpfung ist Vorstufe der Seele gewesen. Wer ihre Krönung, die Menschenseele, begreifen will, der muß zuvor die anderen Schöpfungstufen, beim Äther und Urnebel angefangen, erfassen. Die Seele des Menschen ist der Mikrokosmos, in dem sich alle Schöpfungstufen des Makrokosmos noch einmal wiederfinden. Sie schafft den bewußten Kosmos in sich. Sie ist nicht wesensgetrennt von der unbewußten Zellseele und der unterbewußten Tierseele, sondern umfaßt sie beide in sich, bereichert durch das Erlebnis der Bewußtheit. In diesem Werke „vereinigt sich höchste Philosophie und Religion mit Naturwissenschaft, um uns Menschen über uns selbst hinausgelangen zu lassen". Alle ungelösten „Rätsel" der Seelengesetze werden von dem klaren Lichte der Grunderkenntnis aus in wundervoller Übereinstimmung mit allen Tatsachen der Erfahrung und der Wissenschaft begreiflich gemacht. Da es für alle Zeiten für viele die Beweiskraft dieser gewaltigen philosophischen Schau erhöht, begrüßen wir die Tatsache, daß die Philosophin die Vorstufe zu dem ersten Lebewesen, die die Naturwissenschaft vergeblich gesucht hatte, verkündet und beschrieben hat, und daß vierzehn Jahre nach dem Ersterscheinen des Werkes (1923) die Naturwissenschaft den von der Philosophin benannten und beschriebenen Eiweiß- oder Kolloidkristall fand!**

Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel, die Ludendorff-Buchhandlungen und -Buchvertreter

**Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19**

Das letzte Werk des Feldherrn:

# „Mathilde Ludendorff, ihr Werk und Wirken"

Herausgegeben von General Ludendorff, geschrieben von ihm und anderen Mitarbeitern / Mit 40 Federzeichnungen, 344 Seiten, Ganzleinen 7.—, Ganzleder 18.— RM

---

Das letzte Werk des Feldherrn ist Frau Dr. Mathilde Ludendorff gewidmet, die in ihrer einzigartigen Denkkraft und aus überbewußter Schau die Deutsche Gotterkenntnis schuf, die den Menschen den Sinn des Lebens und den Völkern den Sinn ihres Seins als Rassepersönlichkeit zeigt und ihre Zukunft gestaltet. „Es war nicht leicht," schreibt der Feldherr in einem Geleitwort in der Halbmonatsschrift „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft", „das reiche, tiefe Gemütsleben Mathilde Ludendorffs in Wortgestaltung wiederzugeben, zumal sie ja selbst bereits in zwei Bänden ‚Kindheit' und ‚Durch Forschen und Schicksal zum Sinn des Lebens' einen Teil ihres Lebensganges geschildert und den dritten Band ‚Erfüllung in Schaffen und Leben' bereits fertiggestellt hat. In dem jetzt von mir herausgegebenen Werke haben Schwestern, Kinder und ich das Leben Mathilde Ludendorffs von einer ganz anderen Schau betrachtet, als sie es tat. Auch hier steht sie in edelster Lebenswärme als Kind und Schwester, als Mutter und zudem als meine Gattin vor uns, wie sie das Leben der Sippe verschönt, wie sie den Kindern Mutter und Wegweiserin, mir Lebensgefährtin ist, uns immer wieder auf allen Gebieten aus dem Reichtum ihrer Seele beglückt und mir im besonderen auch Kampfgefährtin ist, die neben mir in vorderster Linie stehend, mit weisem Ratschlag das Freiheitringen fördert und es zur größten weltanschaulichen Revolution erweitert, die die Weltgeschichte kennt." — Diese Worte kennzeichnen den Wert des Buches. Zahlreiche Angehörige und nahestehende Mitarbeiter würdigen in besonderen Aufsätzen das Leben und Schaffen dieser vorbildlichen Deutschen Frau als Arzt, als Vorkämpferin für ihr Geschlecht, als Kämpfer gegen die Volksfeinde, die überstaatlichen Mächte, und als Schöpferin der „Deutschen Gotterkenntnis", der ja erst im Jahre 1937 die staatliche Gleichberechtigung mit den bestehenden Konfessionen zuteil wurde.

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19